

Der Ort, an dem die Zeit stehen bleibt

Eine Dresdnerin leistet ihr Freiwilliges Soziales Jahr in Behindertenheimen in Minsk / Sie erlebt Leid und Trostlosigkeit dicht neben Freude und Wärme

Die Dresdnerin Marei Adam lebt seit fünf Monaten in der weißrussischen Hauptstadt Minsk. Die 19-Jährige leistet ihr Freiwilliges Soziales Jahr in Behindertenheimen. Dort wird sie mit ihrer eigenen Hilfslosigkeit und der der Patienten konfrontiert. Die Zustände sind menschenunwürdig.

Von JOHANNA KELCH

Langsam schiebt ein Mann eine grüne Mülltonne einen steilen, vereisten Weg hinauf. Er rutscht zurück. Erneut versucht er es. Mühsam und langsam. Er schafft kaum zwei Meter. Rutscht wieder zurück. Er lacht laut. Freudestrahlend unternimmt er einen dritten Versuch.

Andrej ist einer der wenigen Heimbewohner von Draschnja, die laufen können. Die anderen 300 Menschen sind körperlich schwerbehindert, teilweise auch geistig. Draschnja liegt am Rande der weißrussischen Hauptstadt Minsk. Marei Adam fährt eine gute halbe Stunde von der Innenstadt in das Heim. Die Dresdnerin wohnt seit drei Monaten in Belarus. Jeden Donnerstag von 10 Uhr bis 14 Uhr arbeitet sie hier im Heim. „Draschnja-Tage“, sagt sie, „sind immer sehr, sehr lang. Die Zeit bleibt hier stehen.“

Privjet Sascha!

Die Zeit scheint schon vor dem Heim stehengeblieben zu sein. Die Außenfassade ist weißgrau gefliert und wirkt so kalt wie die trockene, eisige Luft. Die Fenster sind vergittert.

In der Station schlägt die klare kalte Luft in einen Brechreiz erregenden Gestank um. Es riecht nach vergorener Milch, Kot, Urin und nach Erbrochenem. Auf dem Gang sitzen in einer Reihe nebeneinander Behinderte in ihren Rollstühlen. Teilweise sind sie festgebunden, weil die Muskulatur zu schwach ist. Manche kauern auf dem Boden. Die Geräusche erinnern an einen Zoo, die Luft ist erfüllt von Wimmern, Jammern, hysterischem Lachen, Schreien. Das macht Angst.

Marei legt ihre Sachen auf ein freies Bett in einem Vier-Mann-Zimmer. Aus ihrer Tasche holt sie ein Glas saure Gurken, einen Kuchen, vier Kerzen, sechs Pappbecher und eine Flasche Wodka. „Sascha wird heute 46“, sagt sie. „Privjet Sascha“, begrüßt Marei den Mann im Bett. Er liegt hier den ganzen Tag, denn laufen kann er nicht. Undeutlich kommt ein „Privjet“ zurück. Sascha ist geistig und körperlich behindert. Als Marei die Gitarre auspackt und ein Geburtstagslied anstimmt, strahlt er übers ganze Gesicht.

„Man kommt hierher, um die Welt zu verändern und merkt, dass man das nicht so schafft, wie man es will“

Marei hat 2008 ihr Abitur in Dresden am St. Benno-Gymnasium gemacht. Und sie beschloss, ihr Freiwilliges Soziales Jahr in einem Behindertenheim abzuleisten. Sie wollte nach Russland oder Weißrussland. „Moskau oder St. Petersburg wären natürlich das Highlight gewesen.“ Aber in erster Linie wollte sie mit Menschen arbeiten.

Im Zimmer von Sascha haben sich eine Menge Leute versammelt. Tanja mit ihren knallroten Haaren, die alte Frau, deren Namen keiner kennt, Sveta, die nur im Bett liegen kann, und Andrej, der eigentlich topfit ist. In Deutschland würde man ihn als „zurückgeblieben“ bezeichnen. In Weißrussland ist er behindert.

Zum Anstoßen auf Saschas Wohl bekommt jeder einen Pappbecher mit einem Schluck Wodka. Tanja und Sveta lachen. Sie wissen, dass Alkohol hier eigentlich verboten ist. Sveta zieht mit dem Mundwinkel eine Zigarette aus der Packung. Tanja gibt ihr Feuer. Svetas linke Hand ist am Bett festgebunden. Die rechte Hand ist gelähmt. Sie liegt seit fast 20 Jahren hier im Bett. Jetzt ist sie 44. Sie wird wahrscheinlich noch einmal 20 Jahre erleben. Der Wodka der Freiwilligen ist ein schwacher Trost.

Nach der Geburtstagsrunde geht der Alltag von Draschnja weiter: Patienten waschen und füttern, Briefe an die Verwandten schreiben, die selten oder nie zu Besuch kommen, am Bett sitzen und Nähe spüren lassen. Immer mal wieder einen Blick in die Zimmer werfen. Viel tun kann man sonst nicht.

Geld für die Gesundheit

Die Sanitarkas – die Krankenpflegerinnen – scheinen schon lange resigniert zu haben. Vielleicht verständlich, wenn man im Monat umgerechnet höchstens 140 Euro verdient. Während man als Krankenschwester immerhin eine Pflegeschule absolvieren muss, sind die Sanitarkas in den Behindertenheimen nicht ausgebildet. Sie arbeiten hier, um ihre Familien zu ernähren. Immerhin auch eine Art Motivation.

Weißrussland hat im Jahr 2008 für die Finanzierung des Gesundheitswesens 482 Millionen US-Dollar eingeplant. Das entspricht 2,54 Prozent des



Dascha sitzt meistens in ihrem Rollstuhl auf dem Flur im Behindertenheim Nowinki. Sie ist geistig und körperlich behindert.

Foto: M. Adam

gesamten Staatshaushaltes.

Zum Vergleich: In Deutschland wurden im Jahr 2006 rund 10,6 Prozent des Bruttoinlandsproduktes für das Gesundheitswesen aufgewendet. Das entspricht 32.708 US-Dollar je Einwohner und ist damit die höchste Pro-Kopf-Ausgabe weltweit. Minsk gibt 259 US-Dollar je Bürger für die medizinische Versorgung aus.

Freiwillige Friedensdienste

Seit 1993 kommen Freiwillige von der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) nach Minsk, um dort in dem Behindertenheim in Nowinki zu arbeiten. Hier leben die Behinderten, bis sie 28 Jahre alt sind. Um 2003 herum fragten sich die ersten Freiwilligen, wo diejenigen hinkommen, die älter sind. Antwort: nach Draschnja, an die andere Seite der Stadt. So kam das Heim in Draschnja mit zum Aufgabenbereich von ASF.

Mareis Woche ist also in Nowinki-Tage und Draschnja-Tage eingeteilt. Nach Nowinki, in das Kinder-Behindertenheim, geht sie montags, mittwochs und freitags. Nach Draschnja fährt sie am Donnerstag.

Und dann gibt es noch Dolja-Tage – immer dienstags. An so einem Dienstag öffnet Maria Alexandrowna die Tür. Sie hat ein rotes Kleid an. Darunter sieht man die blaue Jogginghose. Sie stützt sich auf einen Stock und lacht. Ein fröhliches Lachen, obwohl die vorderen Zähne verfault sind. Maria Alexandrowna winkt einladend mit der Hand. Ein Kuss auf beide Wangen. Dann geht es in die Küche. Alles dort ist himmelblau und weiß. Sie liebt himmelblau, erklärt sie. Deswegen ist auch das Klo farblich angepasst. Dabei haben Freiwillige der letzten Jahre geholfen.

Als Jugendliche verschleppt

Maria Alexandrowna ist Mitglied der Dolja. Das ist ein Verband ehemaliger Zwangsarbeiter die in Deutschland gearbeitet haben. Der wurde im Januar 1996 gegründet. Maria ist eine von 10.000 ehemaligen Zwangsarbeitern, die in Minsk leben. Sie war als Jugendliche nach Deutschland verschleppt worden. Trotzdem liebt sie die Deutschen.



Marei mit Pascha (li.) und Roma.

Die waren immer gut zu ihr, erzählt sie. Aber mehr noch als die Deutschen liebt sie Alexander Lukaschenko. Gut eine Stunde lobt sie den Staatschef von Weißrussland. In den himmelblauen Tönen.

Dann geht Marei für sie einkaufen. Eier, schwarzes Kümmelbrot, Kefir, Tomaten, Gurke, Kaviar-Creme im Glas, Haferkekse und noch etwas Käse und

großen Minsker Stadtpark zurück nach Hause in die Uliza Zachaowa.

„Die Dolja-Tage sind die entspanntesten“, resümiert Marei unterwegs. Früh arbeitet sie meistens in der Dienststelle, einem ausgebauten Keller, in dem sich Freiwillige und Dolja-Mitglieder treffen, um zu schwatzen. Später werden Lebensmittelpakete verteilt an die Mitglieder, die nicht mehr vor die Tür können.

HINTERGRUND

Novinki:

- Das Heim bei Novinki gab es schon vor 1945. 1941 wurden die Behinderten von Deutschen vergast und das Heim geschlossen.
- 1971 eröffnete das Heim wieder, seit 1981 gibt es eine Kinderabteilung
- Seit 1993 arbeiten Freiwillige von der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. (ASF) in Novinki
- 215 Behinderte im Alter bis 28 Jahre leben heute in dem Heim Novinki und werden von 130 Menschen betreut

Draschnja:

- Nach Draschnja kommen alle Behinderten, die über 28 Jahre alt sind. Das Heim hat mehr als 300 Bewohner
- Seit 2003 arbeiten hier ASF-Freiwillige.
- **Spendenkonto des Kanikuli e.V.**
- Ehemalige Freiwillige aus Minsk haben den Hilfsverein 2006 gegründet.
- Kanikuli e.V.
Konto-Nr: 4018459600
BLZ: 430 609 67
bei der GLS Gemeinschaftsbank
Internet: www.kanikuli-ev.de

Wurst. Insgesamt 61.800 Rubel kostet der Einkauf. Das sind 16 Euro. (Momentan steht der Kurs bei 1 zu 3800.)

Verglichen mit dem Preis für Brot (2000 Rubel) sind Wodka (6000 Rubel je Flasche) und Zigaretten (1800 je Packung) eher preiswert. Wieviel Rente die alte Frau bekommt, verrät sie nicht. Doch im Vergleich zu einer Sanitarka, die 140 Euro (532.000 Rubel) verdient, ist Maria Alexandrowna mit ihrer Rente, die ihr als ehemalige Zwangsarbeiterin zusteht, gut abgesichert. 2007 wurden in Zusammenarbeit von Bundesrepublik und der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ 4,4 Milliarden Euro an ehemalige Zwangsarbeiter und andere Opfer des Nationalsozialismus ausgezahlt – an über 1,66 Millionen Menschen in fast 100 Ländern. Auch an Maria Alexandrowna.

Während des gemeinsamen Essens erzählt Maria ein bisschen über Weißrussland. Marei übersetzt. Für sie ist das Übung, und sie hört Maria gerne zu. Als die alte Frau müde wird, wäscht Marei ab, und dann geht es durch den

In der Uliza Zachaowa wohnt Marei mit zwei Weißrussen und einem anderen Freiwilligen. Die Wohnung liegt im ersten Stock eines grau-braunen Hochhauses. Die Fenster im Hausflur sind teilweise zerschlagen. Trotzdem riecht es muffig. Manchmal schläft jemand im Hausflur auf dem Boden.

Obwohl die Wohnung eher braun und etwas bedrückend wirkt, die Tapete aus rosa Schaumgummi ist und überall Linooleum liegt, ist es hier warm und gemütlich. Am Sonnabend wird lange geschlafen und dann auf dem Gasherd in der Küche erst einmal Kascha gekocht, ein Haferschleim mit Nüssen, Milch und Honig. Während des Kaffeetrinkens sind Russisch-Vokabeln Pflicht. Zwei Mal in der Woche hat Marei Unterricht bei einer Einheimischen. Sonst lernt sie auf den langen Fahrten zu ihrer Arbeit. Und abends.

Am Sonnabend fährt die Dresdnerin manchmal auf den Zhdanovitschi-Markt außerhalb der Stadt. Da gibt es Obst und Gemüse und die eine oder andere Klammotte. Heute hat Marei auf dem Markt

ein neues Shirt gefunden. Das will sie nächste Woche zur Russendisko anziehen. Pilze, Tomaten, Rosenkohl und Kartoffeln fürs Abendessen hat sie auch gekauft. Mit den anderen Freiwilligen Hans, Charlotte und Frieder kocht sie ab und zu. Regelmäßig plant sie an solchen Abenden mit den anderen ASFern die kommende Woche. Und was man noch tun kann in Nowinki und Draschnja.

In den Heimen werden dringend Windeln benötigt. Auch neue Rollstühle müssten her. Die Sachen der Kinder haben Löcher und sind alt. Marei überlegt oft, was sie noch verändern kann oder wie sie es schafft, Gelder gezielter an den Stellen einzusetzen, an denen sie gebraucht werden. Viel kann sie nicht machen, obwohl sie mit ASF und der Deutschen Botschaft in Minsk in regem Kontakt steht. Sie weiß, dass ihre Hauptaufgabe darin besteht, den Behinderten hier das Leben für ein Jahr angenehmer zu machen.

„Da war nichts echt“

Auch die Freiwilligen vor Marei wussten, dass sie nur für zwölf Monate helfen können. Doch sie wollten auch darüber hinaus helfen. 2006 gründeten daher sieben ehemalige Freiwillige den Kanikuli-Verein. Kanikuli heißt auf russisch Ferien. Das Hauptengagement besteht zur Zeit in der Finanzierung und Planung von Ferienlagern und von Weihnachtsfesten, Workshops und Seminaren. Viel Geld wird auch in Dinge wie Rollstühle, Spezialschuhe, Bastelmaterialien oder die ewig knappen Hygieneartikel investiert. Alle Freiwilligen arbeiten ehrenamtlich im Verein, ohne Aufwandsentschädigung. Seit seiner Gründung ist der Kanikuli e.V. von sieben auf inzwischen 33 Mitglieder angewachsen. Mit 25 Euro Mitgliedsbeitrag jährlich kann man das Netzwerk unterstützen.

Als Marei vor fünf Monaten nach Minsk gekommen ist, hatte sie eine vage Ahnung davon, was sie in den Heimen erwartet. Drei Monate lang konnte sie nicht wirklich in Worte fassen, was sie jeden Tag erlebte. „Am Anfang war ich abends oft sehr fertig“, erzählt sie, „die Arbeit ist psychisch sehr belastend.“ Sie erzählt von einem Erlebnis wenige Wochen zuvor. Russische Abgeordnete be-

suchten die Kinder im Heim. Alle Kinder wurden herausgeputzt und im Rollstuhl in einer Reihe aufgestellt. Das Heim wurde gesäubert. Die Sanitarkas waren nett. „Das war alles so gelogen“, empört sich Marei. „Da war nichts echt.“ Nachdem die Delegation gegangen war, brach sie in Tränen aus und fuhr nach Hause. „Man kommt hierher, um die Welt zu verändern, und man merkt, dass man das nicht so schafft, wie man es will“, sagt sie und klingt etwas zweifelt.

In ihrem Blog im Internet schrieb sie noch eine andere Begebenheit auf: „Gestern ist ein Kind gestorben. Das hat mir eine der 50 Sanitarkas gesagt, als ich kam und, dass es auf der Terrasse liegen würde. Die Sonnenterrasse ist der Ort, an dem alle sinnlosen und kaputtten Dinge abgelegt werden. Rollstühle, Schränke, Spielzeug. Ich wollte das nicht wirklich glauben. Aber da lag ein Bündel, direkt neben der Tür. Es war das Kind, hastig in die grünen Nowinki-Windeln gewickelt, ein Stück Kinn und Lippe schauten noch heraus. Ich kannte das Kind nicht, es war schon lange krank gewesen. Ich wusste noch nicht einmal seinen Namen. Aber es hat bestimmt nie in Würde gelebt und selbst im Tod war es lästig, wurde einfach beiseite gelegt und es hinterlässt keine Lücke. Niemand wird sich an dieses Kind erinnern.“

Behinderung – eine Schande

Eine normale Woche beginnt für Marei, Hans und Charlotte in Nowinki. Es ist das Hauptprojekt der drei Freiwilligen. Der Pfortner öffnet das grüne Tor. In der Gartenanlage stehen Holzskulpturen. Ein Indianer, das Haus der Hexe Babajaga, Holzbänke. Die Flachbauten sind in Pastellfarben angemalt. Innen riecht es wie im Krankenhaus. Ein erstes Zeichen von Hygiene.

Die drei trennen sich. Charlotte geht auf die Kinderstation, Hans auf die Jungstation und Marei auf die Liegestation. Hier sind die Kinder untergebracht.

„Das Kind hat nie in Würde gelebt und selbst im Tod war es lästig, wurde einfach beiseite gelegt und es hinterlässt keine Lücke. Niemand wird sich an dieses Kind erinnern.“

die körperlich und geistig behindert sind. Die Kleinen liegen im vorderen Bereich der Station, meist zu acht oder zu zehnt in einem Raum. Ein unbeschreibliches Gefühl von körperlicher Distanz macht sich breit. Es ist kein Ekel. Es ist Abwehr gegen das, was man sieht.

In weißen Stahlbetten liegen die Kinder. Alle mit kurzgeschorenen Haaren. „Das ist pflegeleichter“, sagt Marei. Die meisten schlafen. Andere starren an die Decke. „In Weißrussland haben Behinderte keinen Status“, erzählt Marei. Es sei eine Schande für die Familie, wenn ein Kind behindert auf die Welt kommt. Meistens verlassen die Väter die Familien oder die Kinder kommen ins Heim. Hier werden sie selten oder nie besucht. Die wenigsten können sich artikulieren.

Marei geht von Zimmer zu Zimmer. Sie liest ein bisschen vor, massiert die Kleinen und spricht mit ihnen. Auf dem Flur sitzen vier Kinder in Rollstühlen. Niemand kümmert sich wirklich. Und dabei sind in Nowinki für 250 Patienten mehr als 100 Sanitarkas zuständig, die im Schichtsystem arbeiten.

Marei gibt Dascha, einem achtjährigen Mädchen, ein paar Stifte. Sie wirft sie weg. Als Marei geht, weint sie. „Dascha braucht Aufmerksamkeit“, meint Marei, „sie bekommt kaum welche.“ Deswegen dreht die Helferin die Rollstühle so, dass sich die Kinder anschauen können. Aber es findet keine Interaktion statt.

Auf dem Weg in den hinteren Teil der Station sitzt Meri in einer Ecke. Hier sitzt sie meistens. Sie beugt sich vor und zurück. „Kann es noch viel Unwürdiges geben, als den gesamten Vormittag auf dem Töpfchen zu sitzen, weil die diensthabende Sanitarka keine Lust hat, das Kind zu windeln?“, fragt Marei kopfschüttelnd.

Verkümmertes Potenzial

Im Klassenzimmer sieht es chaotisch aus. Heute ist die Pädagogin da. „Die mag ich am meisten“, erklärt Marei, „die macht wenigstens was mit den Kindern.“ Die anderen Pädagogen würden immer nur dasitzen und Kaffee trinken. Ihnen seien die Behinderten egal.

Roma, Pascha und Ijoscha zerreißen Zeitungspapier. Heute ist im Klassenzimmer Schneesturm. Pascha spricht Englisch. Er erzählt, dass er nächstes Wochenende nach Hause geht zu seinen Geschwistern. Zu Mama und Papa. „Er kann Englisch sprechen“, sagt Marei, traurig, dass so viel Potenzial hier verkümmert. Auf der Liegestation von Marei gibt es nur vier Kinder, die geistig fit sind. „Ich hoffe“, sagt Marei, „dass die Pädagogin öfter kommen kann.“ Aber dazu fehlt das Geld. Ein kleiner Erfolg ist die Ergotherapie, die drei Mal in der Woche kommt. Marei verwaltet das Geld und bezahlt sie wöchentlich.

Nach dem Arbeitstag im Heim wird Mittag gegessen. In einer kleinen weißrussischen Kantine. Es gibt Sauerkraut, Suppe und Kartoffelbrei. Der Magen fühlt sich flau an. „Nowinki-Tage“, sagt Marei, „sind traurige Tage.“



Tanja (links) und Sveta im Behindertenheim in Draschnja.

Foto: M. Adam



Merei sitzt am liebsten in der Ecke.

Foto: J. Kelch